

# Kulturgeschichte der DDR

Gerd Dietrich

Band I 1945–1957



V&R





Gerd Dietrich

# Kulturgeschichte der DDR

Überarbeitete Neuauflage

Band I: Kultur in der Übergangsgesellschaft 1945–1957

Vandenhoeck & Ruprecht

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <https://dnb.de> abrufbar.

2., überarbeitete Auflage 2019

© 2019, Vandenhoeck & Ruprecht GmbH & Co. KG, Theaterstraße 13, D-37073 Göttingen

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk und seine Teile sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen bedarf der vorherigen schriftlichen Einwilligung des Verlages.

Umschlagabbildung: Weimar, Freilegung Goethe-Schiller-Denkmal vor dem Nationaltheater durch sowjetische Soldaten, Juli 1945. BArch, Bild Y 1-12D16-1689-74

Lektorat: Sven Rosig

Satz: Reemers Publishing Services, Krefeld

**Vandenhoeck & Ruprecht Verlage | [www.vandenhoeck-ruprecht-verlage.com](http://www.vandenhoeck-ruprecht-verlage.com)**

ISBN 978-3-647-37087-3

# Inhaltsübersicht

## Band I

Vorwort: Die Kultur der DDR in Deutschland	XI
Einleitung: Katastrophe und Neuanfang	1
1. Offenheit und Pluralität 1945–1947	9
2. Tradition und Transformation 1948–1953	172
3. Tauwetter und Revisionismus 1953–1957	480
Schluss: Kulturpolitische Bilanz	777

## Band II

Einleitung: Fortschrittseuphorie und Kulturrevolution	789
4. Zwischen Bitterfeld und Weimar 1958–1965	812
5. Jugendliche und intellektuelle Selbstbehauptung 1966–1970	1112
6. Die Erfindung der sozialistischen Nation 1971–1976	1355
Schluss: Kulturpolitische Bilanz	1565

## Band III

Einleitung: Historischer Strukturwandel	1573
7. Folklorismus und Exodus 1977–1984	1588
8. Kulturelle Öffnungen und alternative Praktiken 1985–1989	1907
9. Demokratische Kultur und nationale Wende 1989/1990	2165
Schluss: Das deutsche Janusgesicht, der kulturrevolutionäre Impuls, die asymmetrische Vereinigung und sieben Arten, Ostalgie zu beschreiben	2304
Verzeichnisse und Register	2333



# Inhalt

<b>Inhaltsübersicht</b> .....	V
<b>Vorwort: Die Kultur der DDR in Deutschland</b> .....	XI
<b>Einleitung: Katastrophe und Neuanfang</b> .....	1
<b>1. Offenheit und Pluralität 1945–1947</b> .....	9
<b>Prolog: Kultur als »Ersatzwährung«</b> .....	9
<b>1.1. Alltag in der Trümmerzeit</b> .....	15
Demographische und materielle Lage.....	15
Hunger und Überlebenskampf.....	18
Lust auf Vergnügen .....	25
Neubeginn des Rundfunks .....	33
Anfänge der Presse.....	37
Kabarett und Varieté-Boom.....	41
Schlageridyll und / oder Jazz.....	44
Traumfabrik Kino .....	49
Bücher und Zeitschriften.....	52
Demokratische Schulreform .....	59
<b>1.2. Die politische Kultur des Antifaschismus</b> .....	68
Antifaschistischer Konsens.....	68
Linke Schuldtheorien .....	74
Antikapitalistische Positionen .....	82
Besonderer deutscher Weg.....	85
Kulturbund zur demokratischen Erneuerung .....	91
SMAD und Kulturoffiziere .....	99
Kulturpolitik der Parteien.....	102
Christentum und Marxismus.....	109
Debatten der Intellektuellen.....	114
<b>1.3. Die Künste in den frühen Jahren</b> .....	120
Theater, Konzert und Tanz.....	120
Klassik als Bildungsideal.....	126
Freiheit der Kunst .....	131
Rehabilitierung der Verfeimten .....	136
Die ersten Filme der DEFA .....	142

**VIII Tradition und Transformation 1948–1953**

Zeitgenössische deutsche Literatur .....	145
Künstlergruppen und Kunstausstellungen.....	151
Aufbau- und Stadtplanung .....	158
Bundeskongress und Schriftstellerkongress 1947 .....	164
<b>2. Tradition und Transformation 1948–1953 .....</b>	<b>172</b>
<b>Prolog: Übergang zum Kalten Krieg.....</b>	<b>172</b>
<b>2.1. Kulturelle Massenarbeit vs. Vergnügen .....</b>	<b>178</b>
Wiederkehr der Arbeitsgesellschaft.....	178
Nationales Aufbauwerk .....	183
Betriebe als Kulturfaktor.....	189
BSG und Sportausschuss.....	195
Neuorganisation der Volkskunst .....	202
Die Volksbühnenbewegung .....	210
»Die Leute sind einfach reaktionär«.....	216
Verstaatlichung des Filmwesens .....	221
Gegen die »amerikanische Affenkultur«.....	226
»Presse neuen Typs«.....	235
Reform- vs. Sowjetpädagogik.....	241
Sowjetkultur und Stalinkult.....	246
Deutschlandtreffen und Weltfestspiele .....	254
<b>2.2. Kulturnation und Sowjetisierung.....</b>	<b>261</b>
Politische Kultur der Transformation.....	261
Zentenarium und Volkskongress .....	268
Marxismus – Revisionismus – Existentialismus .....	274
Identitätskrise des Kulturbundes.....	283
Zweijahrplan und Kulturverordnung.....	287
Die zweite Hochschulreform.....	293
Friedensbewegung der Intellektuellen.....	301
Identitätskonzept und Geschichtspräsentismus .....	305
Nationale Symbolik und Kampagnen.....	311
Die Gründergenerationen der DDR.....	319
Stalinistischer Antifaschismus und militarisierter Sozialismus.....	324
Ein neuer »Kirchenkampf« .....	331
Kulturverwaltung nach Sowjetmuster.....	337

<b>2.3. Zwischen Tradition und Moderne</b> .....	344
Ost und West – Sinn und Form.....	344
Akademie der Künste und Künstlerverbände.....	353
Goethejahr und Faustusdebatte.....	365
Komische Oper und Berliner Ensemble .....	380
bildende kunst und Wandbildaktion .....	390
Die drei Formalismuskampagnen .....	399
Barlach, Kollwitz und die III. Kunstausstellung.....	410
Bach, Beethoven und die Lukullusdebatte.....	416
DEFA zwischen Erfolg und Krise.....	426
Ostmoderne vs. nationale Tradition.....	432
Denkmäler und Denkmale.....	441
Vom »Zurückbleiben« der Literatur.....	451
Das fortschrittliche Buch für die Werktätigen .....	463
Das Verhältnis von Geist und Macht .....	471
<b>3. Tauwetter und Revisionismus 1953–1957</b> .....	480
<b>Prolog: Der Lernschock des 17. Juni 1953</b> .....	480
<b>3.1. Alltag, Volkskultur und Unterhaltung</b> .....	486
»Spitzbart, Bauch und Brille ...«.....	486
Arbeit, Gesundheit und Konsum .....	493
Frauen, Männer und Familien.....	499
Stalinallee und Stalinstadt.....	504
Wochenpost, Magazin und Mosaik .....	510
»Da lacht der Bär«.....	518
Jazz und Volksmusik.....	523
Anfänge des Fernsehens.....	529
»Humor ist eingeplant« .....	536
Volks-, Sänger- und Tanzfeste .....	544
»Salons der Sozialisten«.....	552
Jugendweihe und Anstandsregeln.....	557
Halbstarke und Rowdys.....	564
Sport und Spiel .....	570

**X** Schluss

<b>3.2. Krisen der »Entstalinisierung«</b> .....	579
Kritik der Intellektuellen.....	579
Ringens um eine neue Kunstpolitik.....	586
Ein Ministerium für die Künste.....	594
Hochschulen und Kulturbund .....	600
»Deutsche an einen Tisch« .....	610
Nationales Mahnen und Gedenken.....	617
Wirkungen des XX. Parteitages.....	624
Der antidogmatische Aufbruch.....	631
Plattform für einen besonderen deutschen Weg .....	643
Die Revisionismus-Kampagne.....	649
Schweigen und Flucht der Intelligenz.....	657
<b>3.3. Die Künste am Scheideweg</b> .....	662
Das Unbehagen der Schriftsteller.....	662
Neue Bücher und ein Literaturinstitut .....	677
Nationale und internationale Theaterereignisse .....	688
Deutsche Staatsoper und avancierte Musik.....	695
Zwischen Thälmannepos und Berlinfilmen.....	704
Von der III. zur IV. Kunstausstellung .....	712
Denkmalpflege und Rückkehr von Beutekunst.....	727
VEB Goethe, Schiller-Jahr und Heine-Ehrung.....	734
Abkehr von der nationalen Bautradition .....	747
Exkommunizierung von Georg Lukács.....	753
»Verschrottung unentbehrlicher Leute«.....	762
 <b>Schluss: Kulturpolitische Bilanz</b> .....	 777

Die Geschichte ist nicht bloß Spuk und Kehrichthaufen, auch nicht bloß Spreu, und alles Korn ist auf der jeweils letzten Stufe, letzten Tenne bereits heraus: sondern gerade daher, weil so viel Vergangenheit noch nicht zu Ende geworden ist, poltert auch diese durch die Morgendämmerungen der Neuheit.<sup>1</sup>

## Vorwort: Die Kultur der DDR in Deutschland

Diese kleine DDR war nicht nur im Konsum von Spirituosen und in der Anzahl der Spitzel pro Kopf der Einwohner Weltmeister, sie hatte nicht nur die effektivste Buchzensur, sondern sie nahm auch in der Buchproduktion und in der Zahl der Theater eine Spitzenposition ein. 1988 gab es in der DDR 68 selbständige Theater, die etwa zweihundert Spielstätten zur Verfügung hatten. Die dreimal größere Bundesrepublik besaß auch nur 120 Theater. Und in keinem anderen Land gab es mehr Orchester – bezogen auf die Anzahl der Einwohner oder die Fläche – als in der DDR. So hatte diese im Vergleich zur Bundesrepublik eine dreimal dichtere Versorgung pro Einwohner, im Vergleich zu den USA eine 7,5-mal dichtere, und im Vergleich mit Großbritannien eine fast 30-mal dichtere Versorgung je Einwohner mit Orchestern.<sup>2</sup> Berechnet man die Versorgung auf die Fläche, dann erhöhen sich die Vergleichszahlen enorm. Und nähme man Thüringen, den Spitzenwert in der DDR, zum Maßstab, so sähen die Vergleichswerte für Bundesrepublik, USA und United Kingdom geradezu furchtbar aus.

So war die DDR in manchem einmalig. Hier bildeten sich eine moderne Industriegesellschaft und eine Kulturlandschaft heraus, aus der die bürgerlichen Eliten vergrault waren und fast alles von den »kleinen Leuten« herkam. So nahm die DDR auch in der Anzahl der Kleingärten wie der Motorräder pro Kopf sowie hinsichtlich der Religionslosigkeit ihrer Bevölkerung international eine Spitzenstellung ein. In der DDR, glaubte Heiner Müller erklären zu müssen, »wurde die Kultur mit einer ungeheuren Anstrengung hochgestemmt. Es gab eine Riesenangst, dass, wenn man in der Kultur nachließ, darauf sofort auf ökonomische Schwächen zurückgeschlossen werden könnte. Kultur als Aushängeschild einer

---

1 Bloch, Ernst: Erbschaft dieser Zeit. Erweiterte Ausgabe, Frankfurt a.M. 1985, S. 160.

2 Hasche, Christa/Schölling, Traute/Fiebach, Joachim: Theater in der DDR. Chronik und Positionen, Berlin 1994, S. 187; Allmendinger, Jutta: Staatskultur und Marktkultur, ost-deutsche Orchester im Vergleich. In: Kultur und Kulturträger in der DDR. Analysen, Bonn 1993, S. 215 ff.

## XII Vorwort

funktionierenden Wirtschaft«.<sup>3</sup> Aber das war es nicht allein. Dieses Land mit seinen begrenzten ökonomischen Ressourcen gab, bezogen auf die Zahl der Einwohner, für Kultur- und Bildungseinrichtungen schon seit den fünfziger Jahren etwa doppelt so viel Geld aus wie die Bundesrepublik. Warum also nicht auch von einem Kulturstaat sprechen? Schließlich häuften sich seit dem Ende der DDR geradezu die Erklärungsmodelle. Eine kleine Auswahl aus dem großen Angebot des »Jahrmarkts der Begriffe«:

Da ist von einer totalitären, posttotalitären, linkstotalitären und MfS-Diktatur die Rede. Es gibt einen stalinistischen oder poststalinistischen, einen autoritären, einen staatskommunistischen, einen vormundschaflichen Staat, einen Versorgungsstaat oder einen Ständestaat mit Kastenherrschaft. Da spricht man von zweiter und moderner Diktatur, von ostdeutscher bzw. sowjetischer Satrapie, von kolonialer Neugründung, vom Kollaborationsregime, von parteibürokratischer Herrschaft oder einer Patrimonialbürokratie neuen Typs. Es gibt Charakteristika wie Okkupationssozialismus, Staatssozialismus und Konsumsozialismus oder wie durchherrschte und arbeiterliche Gesellschaft, Organisationsgesellschaft, Industriegesellschaft, Arbeitsgesellschaft, Klassengesellschaft, Konsensgesellschaft oder Nischengesellschaft. Zudem geistern Begriffe wie kommode Diktatur, Mobilisierungsdiktatur, Erziehungsdiktatur, Fürsorgediktatur, Partizipationsdiktatur und Konsensdiktatur, das Land der kleinen Leute oder die roten Preußen durch die Literatur. Da kann sich jeder sein kleines Modell zusammenbasteln, aus dem großen Modellbaukasten der Theorien. Das zeigt aber zugleich, dass dieses Land, diese Gesellschaft und dieser Staat nicht auf einen Begriff zu bringen sind.

Die Geschichte der DDR wurde zur Spielwiese und zum Experimentierfeld der Politik-, Sozial-, Geschichts- und Kulturwissenschaften. So manch einer startete den Versuch, das Wesen, die Konstruktion, die Struktur dieser DDR, oder das, was diese kleine Welt im innersten zusammenhielt, zu definieren. Die schnelle Öffnung ihrer Archive verleitete nicht nur zum »konservativen Modell der Aktenguckerei«. Sie brachte auch eine hastige Publikationsschwemme hervor. Der sensationelle Aktenfund ersetzte häufig die abwägende historische Darstellung. Da ist viel »instant history« entstanden, schnelle Produkte zum alsbaldigen Verbrauch bestimmt. Die DDR-Geschichte war »zum verheerenden Gegenstand einer ganzen Forschergeneration« geworden »und lauter arbeitslose jüngere Kollegen sind aus dieser Welle hervorgegangen«. Das größte Leitprojekt der neunziger Jahre nannte sich Diktaturenvergleich. »Das geschah ganz eindeutig unter politischem Druck: Der

---

3 Müller, Heiner: Die Reflexion ist am Ende, die Zukunft gehört der Kunst (1991). In: Ders.: »Jenseits der Nation«. Heiner Müller im Gespräch mit Frank M. Raddatz, Berlin 1992, S. 99.

Kommunismus sollte nun im Schatten des Nationalsozialismus erforscht und mit ihm verglichen werden«. Im Rückblick auf diesen Vergleichsschwall bilanzierte Lutz Niethammer, »dass es ein gigantischer Fehlschlag war. Das wesentliche Ergebnis dieses Diktaturenvergleichs war nämlich die Entsorgung der DDR-Geschichte – und zwar die moralische Entsorgung der DDR-Geschichte, weil Stasi und Mauer mit Auschwitz einfach nicht konkurrieren können [...] Diese Art von Großideologisierung der Geschichte hat die Anschlussfähigkeit der einfachen Lebenserfahrung der Ostdeutschen zu einem großen Teil verhindert«. <sup>4</sup>

Den Jahren der Erklärungsmuster und des Diktaturenvergleichs folgten die Jahre der Erinnerungs- und Gedächtniskulturen. Der anhaltende Geschichtsboom beförderte das Paradigma der Erinnerung und weitete es vom persönlichen Erinnern zum kollektiven und kommunikativen Gedächtnis aus. Die Erinnerung wurde gegen das Vergessen in Stellung gebracht. Unter Rückgriff auf die bis 1989/90 geltenden Erzählmuster formten sich, so Martin Sabrow, »die drei Erinnerungslandschaften heraus, die heute unser Bild von der DDR bestimmen. Im Zentrum vor allem des öffentlichen Gedächtnisses steht das *Diktaturgedächtnis*, das auf den Unterdrückungscharakter der SED-Herrschaft und ihre mutige Überwindung in der friedlich gebliebenen Revolution von 1989/90 abhebt. Die diktaturzentrierte Erinnerung widmet ihre Aufmerksamkeit vorrangig dem Macht- und Repressionsapparat des kommunistischen Regimes, und sie pocht darauf, dass zum Verständnis der DDR die Stasi wichtiger sei als die Kinderkrippe«. Dieses staatlich approbierte Gedächtnis ist auf den Täter-Opfer-Gegensatz fixiert, bleibt normativ und teleologisch und zeichnet die DDR als negatives Kontrastbild von Freiheit und Rechtsstaatlichkeit.

Ein zweites Organisationsmuster der DDR-Erinnerung wirkt »stärker in die gesellschaftliche Tiefe und pocht hier im stillen Trotz und dort mit lauter Vehemenz auf sein Eigenrecht. Dies ist ein in Ostdeutschland bis heute vielfach dominantes *Arrangementgedächtnis*, das vom richtigen Leben im falschen weiß und die Mühe des Auskommens mit einer mehrheitlich vielleicht nicht gewollten, aber doch als unabänderlich anerkannten oder für selbstverständliche Normalität gehaltenen Parteiherrschaft in der Erinnerung hält. Das Arrangementgedächtnis verknüpft Machtsphäre und Lebenswelt. Es erzählt von alltäglicher Selbstbehauptung unter widrigen Umständen, aber auch von eingeforderter oder mutwilliger Mitmachbereitschaft und vom Stolz auf das in der DDR Erreichte – kurz, es verweigert sich der

---

4 Niethammer, Lutz: Drei Fronten, ein Fehlschlag und das Unbewusste der Aufklärung. In: Frei, Norbert (Hg.): Was heißt und zu welchem Ende studiert man Geschichte des 20. Jahrhunderts? Göttingen 2006, S. 113f. Vgl. Wippermann, Wolfgang: Dämonisierung durch Vergleich. DDR und Drittes Reich, Berlin 2009.

## XIV Vorwort

säuberlichen Trennung von Biographie und Herrschaftssystem, die das Diktaturgedächtnis anbietet, und pflegt eine erinnerungsgestützte Skepsis gegenüber dem neuen Wertehimmel des vereinigten Deutschland, die zwischen ironischer Anrufung und ostalgischer Verehrung der ostdeutschen Lebensvergangenheit oszilliert«.

Ein drittes Erinnerungsmuster existiert im Schatten der öffentlichen Wahrnehmung und hält an der Idee einer legitimen Alternative zur kapitalistischen Gesellschaftsordnung fest. »Dieses *Fortschrittsgedächtnis* denkt die DDR vor allem von ihrem Anfang her. Es baut seine Erinnerungen auf der vermeintlich moralischen und politischen Gleichrangigkeit der beiden deutschen Staaten auf, die zu friedlicher Koexistenz und gegenseitiger Anerkennung geführt hätten, wenn die Fehler der DDR-Führung, die Ungunst der Umstände oder die Machinationen des Westens nicht zur endgültigen oder nur vorläufigen Niederlage des sozialistischen Zukunftsentwurfs geführt hätten«. In diesem tripolaren Kräftefeld der Erinnerungsmuster wird die DDR-Vergangenheit täglich neu verhandelt. Nach der anfänglichen Dominanz des Diktaturgedächtnisses konnte sich »seit der Mitte der neunziger Jahre und der anbrechenden Vereinigungskrise das Arrangementgedächtnis immer selbstbewusster Gehör verschaffen«.<sup>5</sup>

Das hat auch Thomas Ahbe mit der Metapher von der ostdeutschen »Erinnerung als Eisberg« beschrieben. Sie »soll die Sichtbarkeits-Unsichtbarkeits-Relation in den ostdeutschen Erinnerungsdiskursen abbilden. Gut sichtbar, über der Wasseroberfläche, bieten sich dem Blick des Betrachters die Narrative des staatlich privilegierten Diktaturgedächtnisses. Der größte Teil der ostdeutschen Erinnerung aber befindet sich im Dunkel, unter der Wasseroberfläche. Er wird nicht wahrgenommen, weil seine Narrative ambivalent sind und weil sie die Narrative des Diktaturgedächtnisses nicht nur ergänzen und differenzieren, sondern auch dementieren«.<sup>6</sup> Folgt man dem Gedanken, so ist es nur eine Frage der Zeit oder der Generationen, dass es der offiziellen Geschichtspolitik ergehen muss wie der *Titanic*: Man glaubte sie unsinkbar, feierte in allen Sälen und die Bordkapelle spielte bis zuletzt. Das unter der Oberfläche weit größere und mächtigere Arrangementgedächtnis aber, bei Ahbe noch ein »Laien-Diskurs«, führt gleichsam den professionellen Untergang des bisher allein dominierenden Diktaturgedächtnisses herbei.

In einem umfassenden Sinn hat Reinhart Koselleck den Erfahrungssatz formuliert; dass »die Geschichte kurzfristig von den Siegern gemacht, mittelfristig

5 Sabrow, Martin: Die DDR erinnern. In: Ders. (Hg.): Erinnerungsorte der DDR, München 2009, S. 18 ff.

6 Ahbe, Thomas: Die ostdeutsche Erinnerung als Eisberg. Soziologische und diskursanalytische Befunde nach 20 Jahren staatlicher Einheit. In: Goudin-Steinmann, Elisa/Hähnel,-Mesnard, Carola (Hg.): Ostdeutsche Erinnerungsdiskurse nach 1989. Narrative kultureller Identität, Berlin 2013, S. 49 f.

vielleicht durchgehalten, langfristig niemals beherrscht wird«. Denn die Historie der Sieger ist kurzfristig angelegt. Und wenn sie sich auf langfristige Trends, »etwa zum Nationalstaat oder zum realen Sozialismus oder zur Freiheit berufen, um den Sieg geschichtlich zu legitimieren, dann führt das leicht zu Deformationen der Vergangenheit [...] Der Historiker auf Seiten der Sieger ist leicht geneigt, kurzfristig erzielte Erfolge durch eine langfristige Ex-post-Teleologie auf Dauer auszulegen. Anders die Besiegten. Deren Primärerfahrung ist zunächst, dass alles anders gekommen ist als geplant oder erhofft. Sie geraten, wenn sie überhaupt methodisch reflektieren, in eine größere Beweisnot, um zu erklären, warum etwas anders und nicht so gekommen ist wie gedacht [...] Die Hypothese hat also manches für sich, dass gerade aus ihren einmaligen, ihnen aufgenötigten Erfahrungsgewinnen Einsichten entspringen, die von länger wählender Dauer und damit größerer Erklärungskraft zeugen. Mag die Geschichte – kurzfristig – von den Siegern gemacht werden, die historischen Erkenntnisgewinne stammen – langfristig – von den Besiegten«. <sup>7</sup>

Den Jahren der Konjunktur der Erinnerungsmuster folgen nun die Jahre des Übergangs vom kommunikativen Gedächtnis zum kulturellen Gedächtnis. Die drei kulturellen Deutungslager treten in den Kampf darüber ein, wer die Dominanz gewinnt. Die Zeitzeugen der Repression werden weniger und das Alltagswissen über das Leben in der DDR verliert an Präsenz. Langsam verschwindet die DDR als Teil der selbstverständlichen Erfahrungswelt der Zeitgenossen und verwandelt sich in Erinnerungsorte. Diese entstehen und vergehen als Momentaufnahmen »eines noch fluiden DDR-Gedächtnisses«<sup>8</sup> des Alltags in der Diktatur und der Diktatur im Alltag. Nun ist wieder die Geschichtsschreibung gefragt. Sie war schon immer verpflichtet, die Vergangenheit wach zu halten und gesellschaftlich anerkannte Erkenntnisse und Denkgewohnheiten in Frage zu stellen. Mehr denn je wird es jetzt zur Aufgabe des Historikers, »in Erinnerung zu rufen, was andere vergessen haben« oder nicht mehr wahr haben wollen.<sup>9</sup> Er tut dies weniger in der Form von Feiern des Gedächtnisses oder der Aura von Orten der Erinnerung. Denn der Fachhistoriker ist kein bloßer Mitspieler in der Erinnerungskultur. Es ist nicht nur eine Frage der Selbstbehauptung, an der »arbeitsteiligen Sonderstellung einer methodisch kontrollierten und theoretisch reflektierten Fachwissenschaft« festzuhalten. Es gilt ebenso die wesentliche Differenz zwischen Zeitgeschichte als Erinnerung und Zeitgeschichte als Wissenschaft zu bedenken:

7 Koselleck, Reinhart: Zeitschichten. Studien zur Historik, Frankfurt a.M. 2000, S. 67 f.

8 Sabrow, Die DDR erinnern, S. 26.

9 Hobsbawm, Eric: Das Zeitalter der Extreme. Weltgeschichte des 20. Jahrhunderts, München Wien 1995, S. 17.

## XVI Vorwort

»Zeitgeschichte als Wissenschaft ist in starkem Maße zeitlich strukturiert, sie interessiert sich für den historischen Verlauf in der Zeit. Die Erinnerung ist stärker räumlich bezogen, sie schafft sich Erinnerungsorte [...] Der Zeitfluss ist der natürliche Partner der Historie, die den Wandel untersucht [...] Zugleich ist er der natürliche Gegner der Erinnerung, die im Fluss der Zeit zu verblassen droht [...] Die Erinnerung findet ihre Erfüllung in der Utopie einer ›authentischen Vergangenheit‹ [...]; die Wissenschaft misst die Geltungskraft ihrer Erkenntnisse an ihrer intersubjektiven Glaubwürdigkeit in der Gegenwart [...] Das Gedenken als ›Gedächtnisfeier‹ appelliert stärker an die Emotion, die Wissenschaft stärker an die Kognition. Es schafft Nähe, wo die fachliche Erkenntnis auf Distanz und Kälte setzt [...] Gedenken verhält sich seinem Prinzip nach affirmativ zu den Gedächtnisinhalten, die Geschichtswissenschaft ihrem Prinzip nach kritisch [...] Kurz: Zeitgeschichte als Erinnerung stiftet die Nähe des Verstehens, indem sie die Kluft zwischen Erzählzeit und erzählter Zeit zu schließen sucht; Zeitgeschichte als Wissenschaft insistiert auf der Eigengesetzlichkeit der Vergangenheit, die auch in der Erzählbarkeit ihre Fremdheit bewahrt.«<sup>10</sup>

## »Aufarbeitung« der Vergangenheit

Schon Begrifflichkeiten sind verräterisch: »Vergangenheitsbewältigung« klang immer irgendwie nach Überwältigung. Was man in der Bundesrepublik seinerzeit »Vergangenheitsbewältigung« nannte, war schwer darstellbar. Und es blieb sehr »befremdlich, dass dieses Wort ausgerechnet angesichts einer Vergangenheit aufkam, die beim besten Willen nicht zu bewältigen ist; die die Menschheit nicht auf sich beruhen lassen kann.«<sup>11</sup> Für die DDR-Geschichte kam Bewältigung nicht mehr in Umlauf, dafür aber der Begriff »Aufarbeitung der Vergangenheit«. Doch auch gegen ihn lässt sich einiges einwenden. Theodor W. Adorno vermutete 1959 für die Bundesrepublik, dass damit nicht gemeint sei, das Vergangene im Ernst zu verarbeiten, sondern »man will einen Schlussstrich darunter ziehen und womöglich es selbst aus der Erinnerung wegwischen.«<sup>12</sup> Das aber ließ sich nicht durchhalten. Vom Mentor der jungen DDR-Lyrikergarde ist überliefert: »»Aufarbeiten«, – hätte Maurer gesagt, ›ist ein Wort aus dem Schneidergewerbe. Dame oder Herr [...] gaben ihren Pelz zum Aufarbeiten, wenn er der Mode oder schäbiger Stellen wegen nicht

10 Sabrow, Martin: Der Begriff der Erinnerung. In: ZeitRäume. Potsdamer Almanach des Zentrums für Zeithistorische Forschung 2008, Potsdam 2009, S. 134 f.

11 Meier, Christian: Das Gebot zu vergessen und die Unabweisbarkeit des Erinnerns. Vom öffentlichen Umgang mit schlimmer Vergangenheit, München 2010, S. 66.

12 Adorno, Theodor W.: Was bedeutet Aufarbeitung der Vergangenheit. In: Ders.: Eingriffe. Neun kritische Modelle, Frankfurt a.M. 1996, S. 125.

mehr tragbar schien. *Eine Vergangenheit aufarbeiten*, hätte Maurer gesagt, ›meint, man schneidet und näht sie so zurecht, dass man sich damit wieder sehen lassen kann.«<sup>13</sup> So ganz Unrecht hatte er damit nicht.

Auch von der DDR als einer »Fußnote in der Weltgeschichte« zu sprechen ist paradox.<sup>14</sup> Denn wie lang kann eine Fußnote sein? Von Eric Hobsbawm stammt die Idee vom langen 19. und vom kurzen 20. Jahrhundert, wonach das 19. Jahrhundert 1789 mit der Französischen Revolution begann und 1914 mit dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges endete. Während das 20. Jahrhundert von 1914 bzw. 1917, dem Jahr der Russischen Oktoberrevolution, bis 1990 / 91, dem definitiven Ende der Systemkonfrontation und dem Zusammenbruch der Sowjetunion, dauerte. Bewusst zweideutig nannte er es das *Zeitalter der Extreme*. Ihm kamen also nur 75 Jahre zu. Bezogen auf die Existenz der DDR hat sie mit ihren vierzig Jahren immerhin länger als die Hälfte, zählen wir die Jahre der Besatzungszeit hinzu, fast zwei Drittel dieses kurzen Jahrhunderts bestanden. Ein Halbjahrhundert-Staat also, der gerade und besonders von diesem Zeitalter der Extreme geprägt und zugleich ein Produkt jenes kapitalistischen *Zeitalters der Katastrophen* war, das den ersten Teil dieses kurzen Jahrhunderts ausmachte. Die SBZ / DDR dauerte mit ihren 45 Jahren fast ebenso lang wie das Deutsche Kaiserreich, sie existierte drei- bis viermal so lang wie die Weimarer Republik oder das Dutzendjährige Reich, von denen nie als »Fußnote« gesprochen wurde. Paradox ist es ebenso, von der *ehemaligen* DDR zu reden, bis in die Namensgebung der Behörde für die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes hinein. Als wollte man »die Ex« schnell ablegen und vergessen, ganz im Gegenteil zur Aufgabenstellung jener Behörde.

Doch die *Ehemalige* wirkt weiter. Der Historiker weiß um den Zusammenhang von Gegenwart und Geschichte. Schließlich handelt es sich um einen Teil der Vorgeschichte unserer Gegenwart. Es geht um den Umgang mit der eigenen Vergangenheit. Und man sollte sich davor hüten, die geschichtlichen Prozesse allein von ihrem Ende her zu beurteilen. Denn eine solche projektive Sicht verzerrt die historische Betrachtung. Es ist ein altes Kernproblem des Historikers. Er misst die Vergangenheit an ihren Folgen, weil es ihm um Erkenntnis der Zusammenhänge geht. Aber er muss sie gerechterweise auch an ihrer Vergangenheit messen. Erst das Spannungsfeld zwischen diesen beiden Forderungen – zum einen dem Zwang, die uns bekannten Folgen mit zu denken, und zum anderen dem Gebot, mit den damaligen Menschen von ihrer Vergangenheit aus zu denken, – erst dieses

13 Kirsch, Rainer: *Aufarbeiten* In: *Bleib ich, was ich bin? Teufelswort, Gotteswort*. Zum Werk des Dichters Georg Maurer, Berlin 1998, S. 93.

14 Stefan Heym (1990). Zit. nach: Bahrman, Hannes/Links, Christoph: *Chronik der Wende*, Berlin 1999, S. 282.

## XVIII Vorwort

Spannungsfeld macht den Reiz und Sinn historischer Darstellung aus. Gerade in der Zeitgeschichte ist es wichtig, diese Differenz zu beachten, unterstrich Jürgen Kocka: »Wer über ferne Kulturen in weit zurückliegenden Zeiten arbeitet, weiß, wie notwendig es ist, die Differenz zwischen dem Erfahrungs- und Erwartungsstand der eigenen Gegenwart und dem Erfahrungs- und Erwartungsstand der untersuchten Kultur ständig in Rechnung zu stellen. Wenn man über das eigene Land [...] im vergangenen Jahrzehnt arbeitet, vergisst man das offenbar leicht.«<sup>15</sup>

Als Jürgen Habermas über den öffentlichen Gebrauch der Geschichte nachdachte, schrieb er dem Zeithistoriker ins Stammbuch: »Die moderne Geschichtsschreibung hat zwei Adressaten, die Zunft der Historiker und das allgemeine Publikum. Eine gute zeithistorische Darstellung soll gleichzeitig den kritischen Maßstäben der Wissenschaft und den Erwartungen einer interessierten Leserschaft gerecht werden. Vom Interesse dieser Leser, die Aufklärung über den eigenen historischen Standort heischen, darf sich freilich der Blick des Historikers nicht *dirigieren* lassen«. Und er verwies darauf, dass es bei den Erklärungen der Historiker »nicht primär um Schuld oder Entschuldung der Vorfahren (geht), sondern um eine kritische Selbstvergewisserung der Nachkommen«. Das betrifft ganz besonders die Geschichte der DDR. Deutlich benannte er den Unterschied: »Das öffentliche Interesse der später Geborenen, die nicht wissen *können*, wie sie selbst sich damals verhalten hätten, richtet sich auf ein anderes Ziel als der Eifer moralisch urteilender Zeitgenossen, die [...] *einander* zur Rede stellen.«<sup>16</sup>

Doch nach dem Ende der DDR waren es erst einmal die Zeitgenossen, die einander zur Rede stellten. Dabei dominierte der »anklagende Diskurs«, der die DDR als »Unrechtsstaat« verstand und von ihrem Ende her<sup>17</sup> beurteilte, um sie gleichsam öffentlich und politisch zu delegitimieren. Er verleitete zu Begriffen mit starken Wertkomponenten, die auf die moralische Alternative, auf Akzeptanz oder Ablehnung, reduzierten und die alten Muster des dichotomischen Denkens und der Schwarz-Weiß-Malerei aus den Zeiten des Kalten Kriegs fortführten. Davor hatte Günter Gaus schon 1992 gewarnt: Noch ehe die Schonfrist von einem Jahr Einheit überstanden war, sahen sich die Ostdeutschen von einem Wald aus »Geßler-Hütten« umstellt, die es zu grüßen galt. Wer nicht – politisch korrekt – von Diktatur und Repression sprach, durfte sich auch nicht über Leben und Denken der Ostdeutschen äußern. »Die öffentliche Debatte »verlangt das Bekunden von

15 Kocka, Jürgen: Vereinigungskrise. Zur Geschichte der Gegenwart, Göttingen 1995, S. 127.

16 Habermas, Jürgen: Über den öffentlichen Gebrauch der Historie. In: Ders.: Die postnationale Konstellation, Frankfurt a.M. 1998, S. 51 ff.

17 Jarausch, Konrad H.: Die DDR denken. Narrative Strukturen und analytische Strategien. In: Berliner Debatte Initial, 4/5 1995, S. 10 f.

Selbstverständlichkeiten als eine Unterwerfungsgeste. Oft erschöpft sie sich in der Unterwürfigkeit gegenüber den Schlagzeilen in großen Lettern, die nicht alle immer ganz falsch oder halb falsch sind, aber doch alle fast immer eine Vereinfachung oder Verallgemeinerung... Wer darüber argumentativ hinausgehen will, gerät in Verdacht – falls er das Wort solange behält. Wir waren schon einmal einsichtsfähiger, jedenfalls die kleine Schar Westdeutscher, die sich früher schon für die Lebensumstände der Menschen in der DDR interessiert hat«. <sup>18</sup>

Eine methodisch kontrollierte und theoretisch reflektierte Zeitgeschichte kommt mit einfachen moralischen Rastern nicht aus. Zweieinhalb Jahrzehnte nach dem Ende der DDR wird ein differenzierter Blick in die Geschichte verlangt. Keine Perspektive, die einseitig Opfer- oder Tätererfahrungen artikuliert, sondern ein Interpretationsansatz, der entwicklungssoffen und historisch-kritisch die relative Normalität des Lebens in der DDR beschreibt, einer Gesellschaft, die nicht in der diktatorischen Herrschaft aufging und ihren Eigensinn und -wert besaß. <sup>19</sup> Keine Großideologisierung der Geschichte, wie sie auch die SED-Führung betrieben hatte, sondern Anschlussfähigkeit an die Lebenserfahrung der Ostdeutschen. Vorurteilsfreie Forscher sind schon lange auf diesem Kurs. Nun plädierte auch Roland Jahn für einen Paradigmenwechsel in der Aufarbeitung und Historiker laden zur Diskussion und zu einer Neubewertung des Forschungsfeldes DDR ein. <sup>20</sup> Im Ergebnis solcher Perspektiven, findet man in der Literatur zumeist Ambivalenzen und Dualismen, Paradoxien und Neologismen, Diskontinuität und Kontingenz. Jüngere wissenschaftliche Analysen wimmeln geradezu von Gegensatzpaaren. Auf den Begriff gebracht haben diese Problematik der Soziologe Detlef Pollack und der Historiker Martin Sabrow: Pollack spricht von der »konstitutiven Widersprüchlichkeit«, Sabrow von der »unaufhebbaren Multiperspektivität« der DDR-Gesellschaft. <sup>21</sup>

Historisierung und Objektivierung sind auch deshalb notwendig, weil die DDR-Geschichte noch qualmt und stark in politische Auseinandersetzungen verstrickt

---

18 Gaus, Günter: Kein einzig Vaterland. Texte von 1991 bis 1998, Berlin 1998, S. 27.

19 Vgl. Engler, Wolfgang: Die Ostdeutschen. Kunde von einem verlorenen Land, Berlin 1999; Fulbrook, Mary: Ein ganz normales Leben. Alltag und Gesellschaft in der DDR, Darmstadt 2008; Lindenberger, Thomas (Hg.): Herrschaft und Eigensinn in der Diktatur. Studien zur Gesellschaftsgeschichte der DDR, Köln 1999.

20 Vgl. Jahn, Roland: Wir Angepassten – Überleben in der DDR, München 2014; Mählert, Ulrich (Hg.): Die DDR als Chance. Neue Perspektiven auf ein altes Thema, Berlin 2016.

21 Pollack, Detlef: Die konstitutive Widersprüchlichkeit der DDR. Oder: war die DDR-Gesellschaft homogen? In: Geschichte und Gesellschaft 1 / 1998, S. 110; Sabrow, Martin: Die DDR im nationalen Gedächtnis. In: Baberowski, Jörg / Conze, Eckart / Gassert, Philipp / Sabrow, Martin: Geschichte ist immer Gegenwart. Vier Thesen zur Zeitgeschichte, Stuttgart 2001, S. 107.

## XX Vorwort

ist. Sie ist zugleich, wie auch die Geschichte der alten Bundesrepublik, im Kontext des Umgangs mit der deutschen Schuld zu sehen. Niethammer hat diese »unterschiedliche Dynamik« der »deutsch-deutschen Stereophonie« anschaulich geschildert: »Beide deutsche Staaten haben die Anerkennung der Welt durch den Ausweis ihrer tätigen, aber spezifisch beschränkten Gedächtnisleistungen wiederzugewinnen versucht. Der Osten sicher früher durch Reparationen an Osteuropa, durch Antifaschismus-Renten an einen anpassungsbereiten Widerstand und ideologisierte KZ-Gedenkstätten. Der Westen durch Wiedergutmachung an Israel (die viel schwerer durchzusetzen, obwohl weniger teuer war als die Re-Integration der Entnazifizierten), durch das Verbot totalitärer Extremismen und die Freisetzung einer Jugend, die sich gegen die Versäumnisse ihrer Eltern mit allen ›Anderen‹ identifizierte.

Derweil saß Deutschland, die bleiche, die blutige Mutter, im Kyffhäuser und sah mit Erstaunen, wie unbeholfen ihre Kinder um den Preis der Reue wetteiferten, wie eifersüchtig sie sich gegenseitig die Spiegel der Restauration und des Totalitarismus vorhielten und mit welcher inbrünstiger Arbeitsleistung sie in ihrer jeweiligen Blindheit ihre Bußrituale verrichteten. Aber wie häufig waren auch unter ihren Kindern die Ersten die Letzten. Die DDR, diese hagere Tochter aus Tugend und Vergewaltigung ruhte sich auf ihrer frühen, entsagungsvollen und selbstgewissen engen Moral aus und ihr Gedächtnis vertrocknete in immer weniger sinnhaften Ritualen. Westdeutschland, dieser vitale Liederjan aus vielen käuflichen Verbindungen, leugnete zunächst alles, was ihm nicht an Geständnissen abgepresst wurde, aber in der Midlife-crisis begann er das Verdrängte zu vermissen, in sich zu gehen, der beschämenden Herkunft nachzugraben und in der Öffentlichkeit mit zunehmender Halsstarrigkeit auf der schlechtesten aller möglichen Herkünfte zu bestehen«. <sup>22</sup>

*Kulturstaat und Kulturnation*

Von der Gründung an lasteten auf der DDR »Stalinismus als Vorgabe, Nazismus als Hinterlassenschaft, und die Drohung durch das Kapital«. <sup>23</sup> Auch wenn sie sich 1961 einmauerte, war die DDR keineswegs eine abgeschlossene Gesellschaft. Von Anfang an befand sie sich in einem dreifachen Beziehungsfeld. Zum einen stand sie unter sowjetischer Dominanz. Da erfolgte zwar eine Sowjetisierung von oben im politik- und wirtschaftshistorischen Bereich; von unten aber, in der kultur- und

22 Niethammer, Lutz: Deutschland danach. Postfaschistische Gesellschaft und nationales Gedächtnis. Hrsg. von Ulrich Herbert und Dirk van Laak, Bonn 1999, S. 441 f.

23 Zwerenz, Ingrid und Gerhard: Sklavensprache und Revolte. Der Bloch-Kreis und seine Freunde in Ost und West, Hamburg Berlin 2004, S. 164.

alltagsgeschichtlichen Entwicklung, kam sie nicht zum Zuge. Zum anderen hatte sich die DDR stets der Anziehungskraft der Bundesrepublik und des Westens überhaupt zu erwehren. Die Wohlstandsgesellschaft im Westen, so schillernd und fragil sie auch war, blieb die Referenzgesellschaft für die Bevölkerung wie für die politischen und intellektuellen Eliten. Und zum dritten waren dieses Land DDR und seine Leute tief in einer protestantischen deutschen Kulturlandschaft sowie in den Traditionen der deutschen Arbeiterbewegung verwurzelt. Zu diesem Erbe gehörte auch »das besondere Pathos des Wortes Kultur«,<sup>24</sup> Kultur als Religions- und Politikersatz, als ein Ort der Kompensation für verlorengegangenen religiösen Gottesdienst und vorenthaltene politische Partizipation.

Besonders die Ostdeutschen mussten einen »langen Weg nach Westen« gehen. Wenn vor 1945 deutsche Philosophen, Historiker und Schriftsteller von »einem besonderen Weg der Deutschen« sprachen, bedeutete das, »die deutsche Kultur der westlichen Zivilisation gegenüberzustellen, den deutschen Macht- und Obrigkeitsstaat historisch zu rechtfertigen und die westliche Demokratie als dem deutschen Wesen unvereinbar abzulehnen. *Nach* 1945 vollzog sich, ausgelöst durch die Erfahrung der nationalsozialistischen Herrschaft und vorbereitet durch deutsche Emigranten, ein radikaler Bedeutungswandel der Idee eines ›deutschen Sonderwegs‹. Der Begriff stand nun für jene historische Abweichung vom Westen, die in die ›deutsche Katastrophe‹ geführt hatte.«<sup>25</sup> Die DDR hatte keinen Weltkrieg und keinen Holocaust zu verantworten, insoweit unterschied sie sich fundamental vom Dritten Reich. Auf dessen Trümmern »erhob sich, im Osten des Landes von aus aller Welt zurückkehrenden Exilanten angeleitet, die Kulturnation, um, überformt von den Interessen und Machtgebärden auswärtiger Imperien, nach ihrer diktatorisch erzwungenen Selbstverleugnung, wieder zu sich selbst zu finden.«<sup>26</sup> Auf dem Feld der deutschen Kulturnation waren das Bestehen auf dem Eigenen und das Offensein gegenüber dem Anderen zu den zwei Seiten einer Medaille geworden. Zwar strebte man nach 1945 im Osten einen radikalen Neuanfang an. Zugleich aber blieb die Kulturtradition gewahrt und die Kulturnation das einigende Band über die deutsch-deutschen Grenzen hinweg.

Der Nationalismus war nach 1945 diskreditiert, der deutsche Nationalstaat zerschlagen. Im Osten wie im Westen bekannte man sich zwar zur Einheit der Nation, aber Adenauers Politik der Westintegration war supranational, Ulbrichts

---

24 Plessner, Helmut: Die verspätete Nation. Über die politische Verführbarkeit bürgerlichen Geistes (1959), Frankfurt a.M. 1982, S. 78.

25 Winkler, Heinrich August: Der lange Weg nach Westen. 2. Bd. Deutsche Geschichte vom »Dritten Reich« bis zur Wiedervereinigung, München 2001, S. 649.

26 Dieckmann, Friedrich: Kulturnation und Nationalkultur. Von alten und neuen Herausforderungen. In: Sinn und Form, 3/2016, S. 318.

## XXII Vorwort

Unterordnung unter die Sowjetunion internationalistisch. Das einigende Band der Kulturnation konnte nicht darüber hinwegtäuschen, dass sich im Westen ein postnationales Lebensgefühl herausbildete. Karl Dietrich Bracher nannte die Bundesrepublik »eine postnationale Demokratie unter Nationalstaaten« und schuf damit die Formel zur Selbstanerkennung der Bundesrepublik.<sup>27</sup> In der DDR hingegen blieb mehr oder weniger ein prä-, besser noch ein pronationales Lebensgefühl erhalten. Selbst die absurde These von den zwei Nationen, der sozialistischen Nation DDR und der kapitalistischen Nation BRD, war gleichwohl keine Absage an die Nation und noch weniger ein Heraustreten aus der nationalen Geschichte. Ganz im Gegenteil: So war kulturgeschichtlich die Verankerung der Ostdeutschen im Nationalen von entschieden größerer Bedeutung als die ideologische Reglementierung durch einen Internationalismus, die zumeist an der Oberfläche blieb bzw. sich nur in Teilen des Überbaus verfestigte.

Diese widersprüchlichen internationalen, nationalen und historischen Beziehungsfelder wirkten von außen auf das sozialistische Projekt ein, das ebenso von innen enormen Widersprüchen ausgesetzt war: »Einerseits war der Kampf gegen die bürgerliche Gesellschaft Kern der auf Gleichheit und Entdifferenzierung ausgerichteten Gesellschaftspolitik; andererseits blieben die Maßstäbe des Erreichten und des zu Erringenden [...] direkt oder indirekt die des bürgerlichen (ideellen) Projekts und (materiellen) Habitus. Einerseits wurde dem Bürgertum Verrat an seinen progressiven Idealen vorgeworfen, andererseits wurde das bürgerlich-humanistische Konzept (gegen das proletkult-linksradikale) zur alleingültigen Norm erhoben [...] Einerseits musste systemkonform die sowjetische Kulturpolitik [...] nachvollzogen, andererseits deutschlandpolitisch das gesamt-nationale bürgerliche Kulturmuster betont werden.«<sup>28</sup> Selbst mit dem Postulat einer sozialistischen Nationalkultur waren diese Widersprüche nicht aufzulösen.

Der liberale Begriff des Kulturstaats, der die Autonomie von Kunst und Wissenschaft garantiert, spielte in der DDR nur formal eine Rolle, ausgeprägt war dagegen von der kulturell-erzieherischen Funktion des Staates die Rede. Das Verständnis des Staates als Kulturstaat aber ging auf das aufklärerische und idealistische Erbe zurück und entsprang der Programmsprache der deutschen Klassik. Schon in Johann Gottfried Herders *Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit* erschien die Gesamtheit von Kultur und Humanität als politisch verantwortbare geschichtliche Gestaltung. Danach übertrug einerseits Johann Gottlieb Fichte in

27 Bracher, Karl Dietrich: Die deutsche Diktatur. Entstehung, Struktur, Folgen des Nationalsozialismus, Köln 1979, S. 544.

28 Ehrlich, Lothar/Mai, Gunther/Cleve, Ingeborg: Weimarer Klassik in der Ära Ulbricht, Köln 2000, S. 18 f.

seinen *Reden an die deutsche Nation* dem Staat die Aufgabe der Nationalerziehung wie der Erziehung zur Freiheit. Das Bündnis des Idealismus mit dem Staat schuf »die Basis für die wechselseitige Stabilisierung von Kultur und Staat. Die Idee des Kulturstaates brachte diese Harmonie zwischen deutschem Idealismus und preußischem Absolutismus auf den Begriff«. <sup>29</sup> Andererseits gewannen die antifeudalen und antiabsolutistischen Ideale politische Formen in Wilhelm von Humboldts *Ideen, die Grenzen der Wirksamkeit des Staates zu bestimmen*. Als der für Kultur und Bildung zuständige Minister setzte er in den preußischen Reformen ein Programm institutioneller Freiheit von Bildung, Kultur und Wissenschaft um. »Einsamkeit und Freiheit« waren danach die Grundsätze einer liberalen Reform des öffentlichen Bildungswesens, wobei »Einsamkeit« im Sinne staatlich geschützter Autonomie für die »Freiheit« kultureller Bildung den Rahmen geben sollte«. <sup>30</sup>

Das Wort »Kulturstaat« selbst war ein Gebilde des 19. Jahrhunderts, eines jener Kunstworte, mit dem sich »die eigene bürgerliche Staatsidee als ›Rechtsstaat‹ und als ›Kulturstaat‹ polemisch von dem »als Machtstaat oder Wohlfahrtsstaat definierten Herrschaftsgefüge der absoluten Monarchie« absetzte. <sup>31</sup> Gegen diese Kräfte der Liberalität standen seinerzeit die Mächte des Konservativen: eine nachhaltig autoritäre Herrschaftskultur und traditionelle Auffassungen deutscher Volkskultur. Sie setzten weniger auf eine offene Gesellschaft als auf eine geschlossene Gemeinschaft, auf Einigkeit und Innigkeit eines Wir-Gefühls und Gemeinschaftslebens in Familien wie Vereinen, in Betrieben wie Gemeinden. Sie betonten die Gemeinschaftsmythen einer deutschen Nationalkultur. Die Spannungen zwischen nationaler und liberaler Ausrichtung des deutschen Kulturstaates trafen zudem auf die Bildungsanforderungen der aufkommenden Industriegesellschaft und die Programmatik wohlfahrtsstaatlichen Ausbaus. Das bedeutete für den Kulturbereich: Neben der Pflege des kulturellen Erbes begann auch die Förderung der kulturellen Teilhabe der Bürger eine öffentliche Aufgabe zu werden. Damit kam zur rechtsstaatlichen Akzentuierung des modernen Kulturstaats – der rechtlichen Sicherung künstlerischer Freiheit – die wohlfahrtsstaatliche hinzu: die administrative und fiskalische Gewährleistung kultureller Versorgung.

Das war nicht zuletzt dem Aufkommen der Arbeiterbewegung geschuldet, die die sozialistische Idee einer neuen Gesellschaft verkündete: einer Kulturgesellschaft von gleichen und arbeitenden Menschen. Schon 1872 hatte Wilhelm Liebknecht

29 Richard Münch: *Die Kultur der Moderne*. Bd. 2 *Ihre Entwicklung in Frankreich und Deutschland*, Frankfurt a.M. 1993, S. 732

30 Eckart Pankoke/Karl Rohe: *Der deutsche Kulturstaat*. In: Thomas Ellwein/Everhard Holtmann (Hg.): *50 Jahre Bundesrepublik. Rahmenbedingungen – Entwicklungen – Perspektiven*, Opladen/Wiesbaden 1999, S. 168.

31 Ernst Rudolf Huber: *Zur Problematik des Kulturstaats*. In: Peter Häberle (Hg.): *Kulturstaatlichkeit und Kulturverfassungsrecht*, Darmstadt 1982, S. 122.

## XXIV Vorwort

verkündet: Erst der »freie Volksstaat« anstelle der kapitalistischen Klassengesellschaft werde zu einem »echten Kulturstaat«. »Dort ist die Bildung, das Wissen für alle«. »Durch Bildung zur Freiheit« sei die Losung der falschen Freunde. »Wir antworten: Durch Freiheit zur Bildung! Nur im freien Volksstaat kann das Volk Bildung erlangen. Nur wenn das Volk sich politische Macht erkämpft, öffnen sich ihm die Pforten des Wissens. Für die Feinde ist das Wissen Macht, für uns ist die Macht Wissen! Ohne Macht kein Wissen!« Unabhängig vom Primat des politischen Kampfes war hier die Sozialdemokratie als »im eminentesten Sinne des Wortes die Partei der Bildung« bezeichnet worden.<sup>32</sup> Freilich war diese Idee mit jener Hebungsideologie verbunden, die eine kulturelle Verbürgerlichung der Arbeiterbewegung nach sich zog. Auch der wilhelminische Obrigkeitsstaat hatte sich selbst als Kulturstaat verstanden, »Preußen als Kulturstaat« ist zu einem gängigen Topos geworden.<sup>33</sup> War er auch im Sinne Liebknechts der falsche Kulturstaat, so ist doch kein Historiker auf die Idee gekommen, ihn mit dem Kennzeichen »Unrechtsstaat« belegen zu wollen.

Die DDR bekannte sich ebenso zur Weimarer Tradition kulturstaatlichen Handelns: Die Weimarer Reichsverfassung von 1919 hatte die Staatszielbestimmung als Kulturstaat verankert. Artikel 142 besagte: »Die Kunst, die Wissenschaft und ihre Lehre sind frei. Der Staat gewährt ihnen Schutz und nimmt an ihrer Pflege teil«. Das wurde noch durch Artikel 150 ergänzt: »Die Denkmäler der Kunst, der Geschichte und der Natur sowie die Landschaft genießen den Schutz und die Pflege des Staates«. <sup>34</sup> In der Verfassung der DDR von 1949 hieß es in Artikel 34 nahezu analog: »Die Kunst, die Wissenschaft und ihre Lehre sind frei. Der Staat nimmt an ihrer Pflege teil und gewährt ihnen Schutz, insbesondere gegen Missbrauch für Zwecke, die den Bestimmungen und dem Geist der Verfassung widersprechen«. Aber schon dieser Nebensatz schränkte die Freiheitsgarantie ein, wie in Artikel 6 ausgeführt. Historisch berechtigt, wenn er sich gegen »Glaubens-, Rassen-, Völkerhass, militaristische Propaganda sowie Kriegshetze« richtete, politisch instrumentalisiert aber, wenn damit vorgebliche »Boykotthetze gegen demokratische Einrichtungen und Organisationen«<sup>35</sup> strafrechtlich verfolgt werden konnte.

Für eine Kulturgeschichte der DDR »dürfte von besonderem Interesse sein, dass die Verfechter des gesellschaftlichen Organisationskonzepts von kulturkritischen Ideen geleitet waren, im Ansatz also von kulturellen Prämissen ausgegangen waren, die dann nach und nach verändert, schließlich vernachlässigt und praktisch

32 Liebknecht, Wilhelm: Wissen ist Macht – Macht ist Wissen. In: Ders.: Kleine politische Schriften, Leipzig 1976, S. 171 ff.

33 Vgl. Neugebauer, Wolfgang/Holtz, Bärbel (Hg.): Kulturstaat und Bürgergesellschaft. Preußen, Deutschland und Europa im 19. und frühen 20. Jahrhundert, Berlin 2010, S. 3.

34 Zit. nach: Raabe, Paul: Was versteht staatliches Handeln unter Kultur? In: Staatsziel Kultur! Staatsziel Kultur? Edition Stiftung Schloss Neuhardenberg 2008, S. 51.

35 Die Verfassung der Deutschen Demokratischen Republik, Berlin 1949, S. 11, 18.